

Helmut de Boor
24. 3. 1891 – 4. 8. 1976

Helmut de Boor, der fünfundachtzigjährig am 4. August 1976 in Berlin gestorben ist, bei unerschöpflich scheinender Lebens- und Schaffenskraft noch von heimtückischer Krankheit eingeholt, hat sein Fach, die Germanistik, in einer räumlichen Weite verstanden und beherrscht, wie es keinem neben ihm und nach ihm mehr möglich war. Er hat als Sprach- und Literaturwissenschaftler gearbeitet, hat mythologische Studien getrieben, sich im germanischen Altertum ebenso bewegt wie im nordischen Mittelalter und in neuer skandinavischer Literatur. Das deutsche Mittelalter wurde sein *eigenlant* und hat seine philologische Hingabe mit der ihm seit seinen Anfängen eigenen Vielseitigkeit und Ausgewogenheit gefesselt, wie sie später für den Verfasser einer ein halbes Jahrtausend überschauenden geschichtlichen Darstellung unerlässlich wurde. Aus dem Deutschen Philologen ist schließlich der Mediävist geworden, der in der Rückverfolgung volkssprachiger Dichtung in ihre geistige Herkunft den lateinischen Text zu seinem Forschungsgegenstand machte.

de Boor hat seit seiner Dissertation über die färischen Nibelungenballaden (1918) in vielen Bereichen Pionierarbeit geleistet, war der Autor umfassender handbuchartiger Darstellungen, von denen die der germanischen Dichtung (1938, 2. Aufl. 1951) und die der Literatur des deutschen Mittelalters (3 Bände, zuerst 1947 bis 1962) am bekanntesten geworden sind, und hat große Gemeinschaftswerke leitend und mit starker eigener Beteiligung gefördert. So hat ihn das „Corpus der altdeutschen Originalurkunden“ (1932 begründet von Friedrich Wilhelm), das er 1950 übernahm, in seinen letzten Lebensjahren intensiv beschäftigt. Er hat es zur Vollendung geführt, und das noch ungedruckte zum „Corpus“ gehörende Wörterbuchmaterial wird bei seiner Veröffentlichung die bedeutendste lexikographische Errungenschaft der Germanistik seit Lexers Wörterbuch (1872) darstellen; es enthält den nichtliterarischen Wortschatz des 13. Jahrhunderts, soweit er in Urkunden bezeugt ist.

de Boor ist in Bonn geboren und studierte zuerst Naturwis-

senschaften in Freiburg, danach in Marburg und Leipzig Germanistik. Der Lehrer, dem er nach eigener Aussage am meisten verdankte, war Friedrich Vogt. Gleich nach der Habilitation – 1919 in Breslau – ging er für einige Jahre nach Göteborg als Lektor, war dann insgesamt acht Jahre Extraordinarius in Greifswald und Leipzig und übernahm 1930 den ordentlichen Lehrstuhl seines Fachs in Bern. Von hier kehrte er nach dem Zweiten Weltkrieg zurück und hat dann von 1949 bis 1959 der Berliner Germanistik das Gepräge gegeben. Der bei seiner Berufung knapp Sechzigjährige, ein Mann von wuchtiger, schwerer Statur, mächtigem Kopf und eindringlichen hellen Augen hat – ein Herrscher auf dem Katheder – große Hörsäle gefüllt, hat Schüler und Mitarbeiter um sich versammelt – und doch nicht Schule gebildet; denn nichts stand ihm höher, als jeden in dessen eigener Art zu fördern und die Methode je und je von der Sache selbst bestimmen zu lassen. Der wissenschaftliche Niedergang der Freien Universität, die unbegreiflichen Akte ihrer Selbstzerstörung haben ihn nach seiner Emeritierung tief beschäftigt; denn er besaß politischen Sinn und ein deutliches Bewußtsein von der Würde von Institutionen.

Von allen Eigenschaften de Boors ist für den, der den Menschen und den Gelehrten in einem sehen möchte, vielleicht diese die eindrucklichste, daß es für ihn nichts Fertiges, nichts Abgeschlossenes, der weiterstrebenden Neugier Entzogenes gab. Er, der sich in zwei Generationen behauptet hat und noch aus einer Welt kam, in der auch der Geisteshistoriker die Position seiner Wissenschaft in der Gesellschaft sicher umrissen wußte, suchte immer das Gespräch mit Jüngeren. Ihre Tagesmoden hat er ignoriert, aber von ihren Methodenversuchen hat er zu lernen getrachtet, und der Handbuchautor, der die abschließende Formulierung als Verpflichtung des wissenschaftlichen Genres empfinden mochte, hat in der Einzeluntersuchung Formen experimentierenden Erkennens gepflegt und anerkannt. Freilich, dunklem und ungenauem Tiefsinn war er abhold, und es stimmt, was man von ihm gesagt hat: „Nie hat er einen Satz geschrieben (und er hat viele geschrieben), der nicht verstehbar und verständlich war.“ Zeugnisbezogener Positivismus, waches Methodenbewußtsein und sensible Erlebnisfähigkeit in allen Bereichen künstleri-

scher Formung gingen bei ihm eine durchaus eigentümliche Verbindung ein und waren auch die Keimzelle seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Produktivität.

In der Welt der europäischen Nordens, dem Zentrum von de Boors Arbeit bis an die Schwelle des Zweiten Weltkrieges, beschäftigten ihn so gut wie alle Gattungen. In einer Zeit, als Syntax noch ein Stiefkind grammatischer Forschung war, schrieb er auf der Grundlage der ältesten Urkunden und Gesetze eine altschwedische Syntax (1922) und setzte sich immer neu mit der germanischen Heldensage auseinander, vor allem über ein Leben hinweg mit der Nibelungensage. So prüfte er ihre Wirklichkeitsbindung in dem kleinen Buch über „Das Attilabild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung“ (1932, 2. Aufl. 1963) und in der Arbeit „Hat Siegfried gelebt?“ (Beiträge zur Gesch. d. dt. Sprache u. Lit. 63 [1939]); später hat er das Nibelungenepos selber herausgegeben (zuerst 1940) und in neuhochdeutsche Strophen übertragen (1959). Vor allem aber haben ihn Sprache und Dichtung der altgermanischen Religion gereizt. Die Arbeit über die religiöse Sprache der eddischen *Vǫluspá* (Dt. Islandforschung 1 [1930]) hat für spätere Arbeiten anderer den Grund gelegt; das Thema der sakralen Sprache blieb auch eine Konstante bei de Boor selbst. Man wird es sowohl in seiner Arbeit über „Die Grundauffassung in Gottfrieds Tristan“ (Dt. Vierteljahrsschrift 18 [1940]) wie in dem späten umfassenden Werk über die „Textgeschichte der lateinischen Osterfeiern“ (1967) wiederfinden, wo die Texte der alten Osterliturgie als große Gestaltungen sakraler Poesie beschrieben und untersucht werden.

Die vielen Arbeiten de Boors zur altdeutschen und nordischen Metrik mag das Vorbild des eine Generation älteren Andreas Heusler gefördert haben; unmittelbarster Anreger war indes sicher de Boors eigene Freude an der sprachlichen und musikalischen Sinnlichkeit von Reim und Vers. Er hat gerne übersetzt, nachgedichtet, Verse gesprochen und auch selbst in seinem Leben so manche gebundene Zeile zu Papier gebracht.

Die Arbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg sind von der Literaturgeschichte beherrscht. Diese wurde das Hand- und Lehrbuch einer ganzen Germanistengeneration. Kein Student wagte sich ohne ihre Kenntnis ins Examen, und in jeder Forschungs-

bibliothek steht sie nah zur Hand. Sie läßt sich nicht leicht auf ein theoretisches Konzept festlegen, es sei denn, man nehme dafür die Konsequenz des geschichtlichen Verständnisses sowohl des literarischen Einzelwerks wie der Epoche. Die selten geübte Beschränkung auf die volkssprachigen Denkmäler – das heißt: die Aussparung der lateinischen Dichtungen der ‚ottonischen Pause‘ – versteht sich auch von daher; denn ein ‚Ruodlieb‘ oder ein ‚Waltharius‘ ohne ihr lateinisch-bildungsgeschichtliches Umfeld sind ahistorische Größen. Schließlich hält die Literaturgeschichte, welche die Fülle des Vorhandenen in ganzer Breite berücksichtigt, unbeirrt an dem Anspruch fest, den ästhetischen Rang einer Dichtung zu beschreiben und im Urteil einzusetzen, ein Anspruch, den de Boor noch einmal temperamentvoll gegen die Literaturgeschichte von Karl Bertau bekräftigte, welche sich vorgenommen hatte, die geschichtliche, im besonderen sozialgeschichtliche Aussage absolut zu setzen (Beiträge 96 [1974]).

Wie umfassend alles bei de Boor aus erster Hand gearbeitet ist, dafür zeugen die vielen begleitenden, im Wortsinne grundlegenden Arbeiten, von denen nur die zum Stricker (Beiträge 79 [1957]), zu Konrad von Würzburg (Beiträge 89 [1967]) und zum ‚Jüngeren Titurel‘ und der mitteldeutschen Literaturlandschaft um Heinrich von Meißen (FS f. Ingeborg Schröbler, Tübingen 1973), einem Paradestück philologischer Interpretation, herausgegriffen seien; in den gleichen Intentionen zusammenhang, Ordnungsbegriffe zu finden für die Darstellung der nachklassischen deutschen Literatur des 13. und 14. Jh., gehört auch der Vortrag ‚Über Fabel und Bispel‘, mit dem sich das korrespondierende Mitglied de Boor 1966 unserer Akademie vorstellte. Die Zugehörigkeit zu ihr hat ihm viel bedeutet. Er hat nicht nur bis in die Tage der letzten Krankheit mit einem Pflichtbewußtsein, das er selbst preußisch zu nennen keine Scheu zeigte, in der persönlichen Beratung und schriftlich gutachtend an der Arbeit der Kommission für deutsche Literatur des Mittelalters teilgenommen, er hat auch seine letzte größere Arbeit zur Formelsprache der deutschen Urkunden im 13. Jh. in den Sitzungsberichten der Akademie erscheinen lassen (Jg. 1975, H. 4).

Mit Helmut de Boor ist nicht nur ein großer Gelehrter gestor-

ben, sondern mit ihm ist eine wissenschaftliche Epoche der Deutschen Philologie zu Ende gegangen.*

Hans Fromm